

**Zeitschrift:** Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle  
**Band:** 26 (1958)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Zwischen Palmen und Oeltürmen  
**Autor:** Burkhardt, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-568978>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Tonfolge grosser Terzen geküsst und der Mann seinem jungen Freunde die Einsicht angetragen, man müsse manchmal quasi hinter sich selbst zurücktreten können, um eines unbefangeneren Urteils über die eigenen Vorgänger fähig zu sein. Dann überraschte sie die Nacht.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit schritt der Herr wiederum durch die Säle des Verkaufspalastes, diesmal jedoch von dem Geschäftsführer begleitet, der mit ergebener Miene der Stimme an seiner Seite lauschte und die Hinweise seines Chefs oft noch an Ort und Stelle in Instruktionen an Abteilungsleiter und Personal umzuwandeln trachtete. So gab er auch die Anweisung, am Puppenverkaufsstand hinfort selbst in Ausnahmefällen keine männlichen Verkaufskräfte mehr zu beschäftigen, was die sofortige Ablösung des dort erneut zur Vertretung weilenden jungen Angestellten bewirkte, der sich zu seinem Erstaunen, aber auch zu seiner Erleichterung in jene Ecke der Etage versetzt fand, wo man während des ganzen Jahres Masken und Feuerwerk feilbot, Kostüme zu Redouten und mitternächtlichem Mummenschanz anmass, sowie pyrotechnische Ratschläge erteilte. Ueberhaupt hatte der junge Mann mit verwegentem Befremden seinen älteren Freund in der Besuchermenge und an der Seite des Managers wiedererkannt, zumal er ihn nahezu erst vor wenigen Stunden noch zu dem Versprechen genötigt, ihn niemals wieder bei den Puppen aufzusuchen, erwartete man doch von jemandem, dem man eine Wunde gezeigt, nicht unbedingt auch ein besonderes oder sogar noch gesteigertes Interesse für die Narbe. Nachdem er freilich des ersten ungestümen Aufbegehrens seiner Empörung Herr geworden, wobei sich wieder einmal bewies, dass Scham und Zorn auf den Gesichtern der Jugend noch zu den schönsten und die erheiterndste Toleranz erlaubenden Treffen zusammenfanden, mutmasste er ruhiger über die Zusammenhänge, ahnte endlich auch die Wahrheit und stand trotzig und versöhnt.

*Friedhelm Andreas.*

## Zwischen Palmen und Oeltürmen

*Ein subjektiver Reisebericht aus USA.*

«Gastfreundschaft»' muss als erstes Wort über diesem Bericht meiner Reise in die Vereinigten Staaten stehen. Vom ersten bis zum letzten Tag bin ich überall mit offenen Armen empfangen worden und durfte schönste Gastlichkeit und herzlichste Freundschaft erleben, wo ich auch immer hinkam. Darüber hinaus glich diese Reise in einem mir völlig unbekanntem Kontinent eigentlich von der Stunde meiner Ankunft an einem Wiedereinkehren bei alten, vertrauten Freunden, obwohl ich in Wirklichkeit keinen der Menschen, deren Pfad ich in diesen knapp sechs Wochen kreuzte, je vorher gesehen oder gesprochen hatte. Damit ist der Grundton dieser Reise angeschlagen, die in der erneut bestätigten Erkenntnis lag, dass zwischen Menschen unserer Art eine geheime Anziehungskraft besteht, aller Unterschiede von Kontinenten, Ländern, Rassen und Sprachen zum Trotz.

Das Flugzeug ermöglichte mir, von den rund tausend Stunden, die ich von Zürich abwesend war, nur 66 Stunden Zeit für die Riesenreise selbst zu verbrauchen, die mich von der Ostküste nach der Westküste Amerikas, von seinem Mittelwesten zu seinem Süden führte.

An einem Punkt ist meine Reise bestimmt völlig einzigartig gewesen. Mit der Ausnahme eines einzigen «normalen» jungen Amerikaners habe ich in diesen knapp

sechs Wochen ausschliesslich bei und mit Menschen unserer eigenen Art gelebt. Es sind Hunderte von ihnen gewesen, denen ich privat, im kleineren oder grösseren Kreis und auf Diskussionsabenden begegnen durfte. Die Vielfalt der Menschen, die ich traf, spiegelte auch meist die Umwelt, der sie angehörten. Schriftsteller, Künstler, Photographen, Arbeiter, Angestellte, reich und arm, jung und alt — ich habe sie alle getroffen und gesprochen. So habe ich auch in der bunten Gemischtheit der mir begegnenden Menschen die Vielschichtigkeit der amerikanischen Welt erlebt. Die Geetztheit und Umgetriebenheit, die ein so starker Teil der Welt von New York ist; die ruhige ländliche Stille der schönen kleinen Universitätsstadt Princeton; Baltimore mit seiner spürbaren Tradition; die schillernd bunte Welt von Los Angeles; die kosmopolitische Freizügigkeit und Weltzugewandtheit von San Francisco; den wilden Millionenbetrieb von Chicago und zuletzt die subtropische, geheimnisvolle Welt von Miami. Ein Kaleidoskop von Menschen und Landschaften, das es intensiv und schnell aufzunehmen galt, ehe schon wieder das verdammte nächste Flugzeug auf einen wartete.

Reist man als jüngerer Mensch wohl meist um der Landschaft willen, in der Menschen nur Randfiguren sind, so bedeutet eine grosse Reise für einen älter gewordenen Menschen oft eine Freundesreise, in der die Landschaft, die diese Freunde umschliesst, meist zum Rahmen wird und nicht mehr den Inhalt bildet.

So wird mein erster Rundblick auf die Steinburgen und Häuserschluchten von New York vom 86. Stockwerk des Empire State Buildings immer mit der Erinnerung an James Barr verknüpft sein, der in dieser Stunde neben mir stand. Als ich in der warmen Frühlingssonne über die Sportplätze der Universität Princeton schlenderte und die sich dort tummelnden, kurzbehosten «jungen Götterleiber» der Studenten bewunderte, kam ich vom Tee mit einem Kreisabonnenten. (In Princeton hörte ich auch die erste Gilbert und Sullivan Operette meines Lebens — aber ich habe nicht viel von ihr gehört, denn ich sass in der ersten Reihe und der junge Dirigent des Orchesters war «sinnverwirrend» hübsch und wenn ich ihn nicht anschaute, war unter den Chorus-boys auf der Bühne einer, dessen lustige Stupsnase und hübsche Beine es ebenfalls verhinderten, dass ich mich dem musikalischen Genuss hingeben konnte.) Die gediegene, fast patrizische Welt von Baltimore erschloss sich mir im Hause unseres Mitarbeiters, meines hochgeschätzten Freundes L. A.

Los Angeles bedeutete vor allem die lange ersehnte und nun endlich gelungene Begegnung mit den amerikanischen Kollegen und Freunden, die dort die Zeitschrift ONE herausgeben. Von der ersten Stunde an, als wir vom Flugplatz aus zwischen Palmen und Oeltürmen in das nächtlich glitzernde Los Angeles hineinfuhren, war ich in der Umwelt von ONE zu Freunden gekommen, mit denen mich in Hinsicht auf ONE und unseren eigenen KREIS so unzählige Berührungspunkte verbanden. Am ersten Sonntag in Los Angeles hatte ich die Freude, auf einem «staff-meeting» den grossen Kreis aller Mitarbeiter von ONE kennen lernen zu dürfen; vor allem Bill Lambert, die eiserne Stütze von ONE, Don Slater, den dynamischen Herausgeber, und den abwägenden Jim Kepner, der jetzt die neue Vierteljahrszeitschrift von ONE herausgibt. Auf diesen drei Männern liegt heute die Hauptverantwortung und die grösste Arbeitslast und wenn auch unser eigener KREIS nie über genügend Geldmittel verfügt, so stand ich doch bewundernd vor diesem Gremium, das sich durch keinen Geldmangel (der ewig zu sein scheint) von seinen Zielen abbringen lässt. Auch Ann Carll Reid, die jahrelang Chefredakteurin von ONE war, durfte ich hier mit Freude kennen lernen und erlebte zum ersten Mal die in Amerika ausserordentlich gute Zusammenarbeit von Männern und Frauen unserer Art. In den folgenden Tagen fiel es mir zu, zweimal in Abendkursen des ONE-Institutes vor einer grossen Anzahl

von Zuhörern sprechen zu dürfen. Die selbstverständlich angebotene Hilfsbereitschaft eines Mitgliedes von ONE ermöglichte es mir, nach vielen Jahren vergeblichen Suchens auf einer privaten «party» endlich den berühmten Film von Kenneth Anger, FIREWORKS, zu sehen, den einzigen mir bekannten Versuch einer filmischen Darstellung unseres Seins, auch wenn dieser Film nur ein tragisches Randgebiet unserer Existenz schildert. Gesellschaften (ja, auf einer musste der englische Redaktor sogar hinter natürlich verschlossenen Türen zeigen, wie man in Europa einen richtigen Walzer tanzt), Diskussionen mit Menschen und Gruppen, Besuche bei meinen literarischen Mitarbeitern, Beschaffung guten Bildmaterials liessen diese Woche in Los Angeles allzu schnell vergehen, ehe ich zur kurzen Weiterreise nach San Francisco wieder ins Flugzeug stieg — einem Flug an der Küstenlinie des Pazifischen Ozeans entlang, auf der mir der seit Kindertagen vertraute Landkartenumriss von Amerika nun auf einmal Wirklichkeit wurde.

So wie mir Los Angeles die persönliche Berührung und Besprechung mit den Redaktionskollegen von ONE gebracht hatte, so brachte mir San Francisco die Begegnung mit der MATTACHINE SOCIETY und mit Hal Call, dem temperamentvollen und äusserst schätzenswerten Redaktor der Mattachine Review. Hatte ich mich schon in Los Angeles vor einem grösseren Kreis von Zuhörern gefunden, so war die Teilnahme am öffentlichen Vortrag mit Diskussion, den die Mattachine Society in San Francisco für mich angesetzt hatte, derart beängstigend gross, dass meine Knie doch leise schlotterten, als ich der Versammlung vorgestellt wurde. Aber die berühmte «casualness» der anglo-amerikanischen Welt war auch hier wieder ein guter Helfer und statt dreiviertel Stunden musste ich anderthalb Stunden sprechen und es war nur die späte Stunde, die der äusserst angeregten Diskussion ein Ende setzte. San Francisco gab mir noch ein anderes grosses Geschenk in der Begegnung, die ich mit dem Dichter Clarkson Crane haben durfte, der unseren Lesern durch seine beiden Erzählungen «Tante Anna und Onkel Joe» und «The Boys» im deutschen, bzw. englischen Teil unserer Zeitschrift ja kein Unbekannter ist. In der Begegnung mit Clarkson Crane hatte ich das seltene Glück einem durch das Leben weise und nachsichtig gewordenen Mann gegenüberzutreten zu dürfen, für den das Altern kein Problem ist, weil er über genügend eigene menschliche Reserven verfügt, die es ihm erlauben, dem Aelterwerden mit Gelassenheit, Würde und Einsicht gegenüberzutreten, ohne in diesem Prozess auch nur einen Funken seiner vitalen, beobachtenden Lebensfreude einzubüssen.

Eine ähnlich wichtige Begegnung wiederholte sich unter anderen Vorzeichen in Chicago beim Zusammensein mit unserem Abonnenten 3013. In diesem Mann steckt eine Dr. Jekyll und Mr. Hyde-Natur. Unsere Leser haben im Laufe der Jahre manchen Beweis seiner zeichnerischen Fähigkeit auf den Seiten des KREIS gesehen — sie ist nur eine Facette dieser Natur, der künstlerische Begabung auf nahezu allen Gebieten angeboren zu sein scheint. Ein persönlicher Freund von Dr. Kinsey, von André Gide und Julien Green (um nur ein paar Namen zu nennen) hat auch dieser Mann, jünger an Jahren als Clarkson Crane, jenes innere «detachment» gefunden, das es ihm erlaubt, Herr seines eigenen Lebens und nicht Sklave seiner eigenen Wünsche zu sein. Abstand zu den Dingen gewonnen zu haben und doch gleichzeitig bis in die Fingerspitzen hinein lebendig und lebenszugewandt zu bleiben, «ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen», um einmal Hamlet zu zitieren.

Von der Viermillionenstadt Chicago war es ein gewaltiger Sprung in den subtropischen Süden von Miami in Florida. Oh ja, gewiss, mein Gastgeber hatte natürlich ein eigenes grosses Schwimmbassin in seinem Garten, der voller exotischer Blumen war. Dort versammelten sich an einem sternklaren Abend im Freien etwa dreissig Menschen, um auch hier dem «Boten aus der Alten Welt» zu begegnen. Hier traf ich auch den

37jährigen ehemaligen Major der amerikanischen Luftwaffe mit neun Kriegsauszeichnungen, dem man auf den Verdacht seiner Veranlagung hin nahegelegt hatte, seinen Abschied aus der Luftwaffe einzureichen. Es war ihm nichts zu beweisen und der Mann erzwang in einem acht Monate dauernden Prozess seine Entlassung «unter ehrenhaften Bedingungen». Der nervenzermürende Kampf hat diesen Mann nicht zermüret; braungebrannt, lebensfroh und Herr seines eigenen Schicksals trat er mir entgegen.

Und zwischen all den vielfarbigen, vielschichtigen Menschen, Riesenstädten und Begegnungen lag für mich der stille Frieden eines kleinen «cottage» irgendwo im Grünen auf dem Lande, der mich während zweier Wochenenden umschloss. Denn — schliesslich und endlich — das Herz will ja auch nicht zu kurz kommen.

Sehe ich heute auf diese beglückenden knappen sechs Wochen zurück, bin ich dankbar für viele Erkenntnisse.

Amerika in der Vielfalt seiner menschlichen Begegnungen hat mich wieder einmal gelehrt, dass wir selber alles tun müssen, um in unserem eigenen privaten Umkreis durch eine vorbildliche Lebensführung dazu beizutragen, dass Stein für Stein von der Mauer abfällt, welche die Welt des Vorurteils gegen Menschen unserer Art aufgerichtet hat. Dies ist für den Amerikaner ja noch unendlich viel schwerer als für uns, denn er lebt ja noch immer unter drakonisch strengen Gesetzen. Die Neurose, von der sich so viele Amerikaner befallen zu sein glauben, hat hier eine ihrer tiefsten Ursachen: aus ihr steigt wohl auch der endlose Pilgerzug unserer amerikanischen Kameraden zum Psychiater. Nur wenige haben den Mut und die Kraft, von sich selbst aus zur Bejahung ihres So-seins und damit zu innerer Freiheit und zu persönlichem Glück durchzustossen. Diejenigen, die dieses Ziel erreicht haben — ich bin auch solchen begegnet — wissen, dass die selbst erkämpfte Erkenntnis um die Glücksmöglichkeit, die unser Leben wie das Leben aller anderer Menschen birgt, wichtiger und von besserem Bestand ist als der Weg über die Couch des Psychiaters.

Diese Reise hat mich auch wieder den grossen Wert direkten persönlichen Kontaktes über Meere und Länder hinweg gelehrt. Das riesige Land, dessen einzelne «Kantone» ja grösser als die ganze Schweiz sind, hat den grossen Vorteil nur einer einzigen Sprache. Aber schaut man bei den Menschen ein paar Generationen zurück, kommen die Quellen zum Licht, die das Anknüpfen dieser menschlichen Kontakte so sehr erleichtern. Die Grosseitern des Abonnenten, der mich im Auto durch die waldigen Berge Kaliforniens hinunter zu der unendlichen Weite des Pazifischen Ozeans führte, stammten vom Vierwaldstättersee. Das schöne alte Familiensilber, das einen Abendbrottisch in Miami schmückte, was aus Osnabrück. Von den vier Grosseitern eines anderen Abonnenten stammte der eine Grossvater aus Sizilien und war katholisch. Seine Frau kam aus Mittelengland und war anglikanisch. Der andere Grossvater war ein Quäker aus Pennsylvanien, dessen Frau eine protestantische Pfarrerstochter aus Thüringen war. Ist es da ein Wunder, dass sich der Besucher aus Europa oft sinnbildlich als der «Urgrossvater» aller der Menschen vorkommt, denen er begegnet? Dieses Gefühl wird verstärkt durch die ja relativ kurze Geschichte des Kontinents seit seiner Besiedelung durch die Weissen. Das älteste Gebäude Amerikas, das mir voller Stolz gezeigt wurde, war die um 1700 gebaute Kirche einer spanischen Mission in Kalifornien. Nun, dachte der europäische «Urgrossvater» mit einem freundlich nachsichtigen Lächeln, der Familienring an meiner Hand ist älter als die ganze Baugeschichte Amerikas.

Aus diesem Gefühl einer verwandtschaftlichen Beziehung zu den Menschen Nordamerikas wächst auch die weitere Erkenntnis, dass gleichgeschlechtliche Menschen nur in Sprache und Umwelt verschieden sind. Es war tröstlich (und manchmal auch

erheiternd), all den Schattierungen zu begegnen, aus denen sich dort wie hier das bunte Mosaik gleichgeschlechtlicher Existenzen zusammensetzt.

Da sind die Umhergetriebenen, denen jeder Abend ein verlorener bedeutet, an dem sie nicht in wenigstens vier bis sechs «gay bars» gewesen sind. (Und wie anöndend wirkt doch auf die Dauer die endlose Kette dieser Bars!) Da sind die ewig Ruhelosen, die es Abend für Abend zum «meat rack» treibt, in der Hoffnung, dass ihnen dort «das grosse Glück» begegnen wird. Dieses «meat rack» ist das niedrige Eisengitter, das den schönen baumbestandenen Platz einer amerikanischen Grosstadt einschliesst. Auf drei Seiten ist der kleine Park schon von modernen Bauten umgeben. Nur auf einer Seite stehen noch einige der würdevollen Häuser des frühen 19. Jahrhunderts, die durch einen Roman von Henry James berühmt wurden. Aber am Eisengitter, das die Grünfläche des Platzes abschliesst, lehnen sie alle, die hier Anschluss suchen. In eng ansitzenden blue jeans mit deutlicher Betonung gewisser Körperteile, in Levis, T-shirts, Lederjacken (für jeden Geschmack ist gesorgt), die Zigarette im Mundwinkel und mit der so oft tierhaft anmutigen Grazie junger Amerikaner, der so gar nichts Weibisches anhaftet, lehnen die Burschen am «meat rack», am Fleischhaken, und sondieren den nicht abreissenden Strom der Menschen, der so viele ihrer «Abnehmer» birgt. Beileibe nicht alle, aber doch der grössere Prozentsatz ist Strich. Die Offenheit und das Ausmass dieses Auftriebs junger Männlichkeit übertrifft in dieser Stadt, die ja wie das ganze Land noch einem harten Gesetz unterworfen ist, alles, was ich je in Europa sah und lässt das zu Unrecht berüchtigte Niederdorf Zürichs in seinem wahren und meist wesentlich harmloseren Licht erscheinen.

Die Kundschaft der «gay bars» und des öffentlichen Fleischmarktes, dem man in allen Städten des Landes auf bestimmten Plätzen trifft, setzt sich aus der grossen Masse derjenigen zusammen, die von dem beherrscht sind, was ich einmal «Bindungsangst» nennen möchte. Unterstützt wird dies Ausweichen vor der Verpflichtung und der Aufgabe einer Dauerbindung durch das hektische Leben, das in den amerikanischen Grosstädten pulsiert, und das durch die Kraft seines Sogs die meisten in den tückischen Kreislauf des ewigen und doch sinnlosen Abenteuers treibt.

Aber diesem Teil unserer Kameraden steht auch drüben jene andere und gar nicht kleine Gruppe von Freundespaaren gegenüber, die erkannt hat, dass man den Anfeindungen der Welt zu zweit oft besser standzuhalten vermag. Als ich beim Kaffee einem meiner Mitarbeiter gegenüber sass, fragte ich ihn, wie lange er schon mit seinem Freunde zusammengelebt hätte. Mit einem behutsamen Lächeln hinüber zu dem Freund sagte mein Gastgeber: «Der boy war 19 Jahre alt und ich selbst 31, als wir uns kennenlernten. Heute ist er 51 und ich selbst bin 63. Aber wir sind immer noch zusammen.» Solche Augenblicke vergessen sich nicht leicht, denn sie stärken den Glauben an das Gute in Menschen unserer Art.

Es war eine schöne, eine beglückende, eine reiche, wenn auch anstrengende Zeit, die ich in USA erleben durfte, von keinem Misston getrübt. Als dann der Abschied kam, fiel er schwer. Nicht nur von dem Freund, dem man nach Jahren endlich wirklich begegnet war, sondern auch von all den Hunderten von Kameraden, denen man in diesen Wochen gegenüber treten durfte. Diese «Reise des Guten Willens», die ich mehr und mehr ja als der Herausgeber des englischen Teils unserer Zeitschrift unternahm, ist ein schöner Erfolg gewesen. Man hat mich nicht mit Steinen beworfen, wie dies zur gleichen Zeit dem Staatssekretär Nixon auf seiner «Good Will Tour» in Südamerika geschah, sondern hat mich in einer Weise empfangen, die mir gezeigt hat, wie sinnvoll der Kampf um unsere eigenen menschlichen Rechte (die aus anerkannten Pflichten erwachsen) ist. Und ich darf abschliessend sagen, dass es für mich

auf dieser grossen Reise keine grössere Freude gegeben hat als überall zu erfahren, welch hohe Achtung «Der Kreis» und mit ihm die Lebensarbeit unseres Rolf und seiner Mitarbeiter in der USA geniesst.

Rudolf Burkhardt.

## Und dennoch Ja zum „Kreis“!

*Einige Antworten auf «Ein bemerkenswertes Nein»*

### Antwort und Frage an den Nein-Sager

Ihre erfrischend unorthodoxe Kritik ist mir aus der Seele gesprochen. Ich stimme voll und ganz zu, wenn Sie schreiben: «. . . denn wir können uns nicht abkapseln, wir können keine Klasse für uns sein, wir können nicht tun, als versinke um uns herum alles.» Und: Sie wollen wesentlich werden — «. . . für den ist der Kreis einfach zu wenig.» —

Ich bin überzeugt, dass es viele gibt, die so wie Sie denken, wahrscheinlich jedoch zu wenige, um mit ihnen als Kerngruppe eine solche Plattform zu bilden, wie sie Rolf in seiner Antwort auf Ihren Brief andeutet. Was ich persönlich bedaure, ist die Tatsache, dass diese Leute, die mehr wollen und tiefer nachdenken, so selten aus sich herausgehen und ihrem Herzen Luft machen. Hätten Sie nicht geschrieben, hätte der Kreis Ihren Brief nicht veröffentlicht, wie wäre ich anders an einen Gleichgesinnten gekommen? Da Leute Ihrer Art ja, wie Sie andeuten, «sich anpassen», wie sollten sie mir auffallen? Und Sie schreiben ja offensichtlich so ausführlich, um endlich einmal gehört zu werden. Sonst hätten Sie sich mit ein paar unverbindlichen Worten begnügt oder wären schweigend davongezogen — wie so viele andere.

Ich bin ein verdammt kritischer und scharfzüngiger Schreiber, das werden Sie mir wohl auch bescheinigen, und ich lasse an vielem, was bei uns geschrieben und getan wird, kein gutes Haar, wenn es die Wahrheit erfordert, aber allmählich geht mir auch das intellektualistische Herumkritisieren ohne den Aufweis praktischer Auswege auf die Nerven. Wir müssen doch auch klar und nüchtern sehen, was ist, nämlich, dass die Homoeroten keine soziologisch gleichgeartete Schicht sind, dass wir ein breites Mittelstandsfeld haben, eine kleine Gruppe nicht erfassbarer, ganz einfacher und noch unverbildeter Menschen und eine meist hochnäsiger abseitsstehende Gruppe Intellektueller. Die drei lassen sich auf die Dauer nicht auf einen Zeitschriften- oder Organisationsnenner bringen. Die drei brauchen aber auch nicht unbedingt einander feindlich gegenüber zu stehen, und es wäre m. E. sogar eine Pflicht der Gebildeten und geistig höher Stehenden, dem «verlorenen Haufen», meist führungs- und ideenlos dahintrottend, den so dringend benötigten progressiven Kampfgeist zu geben. Ist unsere Veranlagung nur ein Minus, ein Konstruktionsfehler, ja dann, mein Gott, brauchen wir uns wahrhaftig nicht um eine Kultivierung dieses Versagens der Natur zu bemühen. Ein solcher Versuch würde doch sehr bald als unecht durchschaut werden und sich selbst ad absurdum führen. In der Tat hat uns unsere Zeit eine andere Aufgabe gestellt, als die Antike zu restaurieren (was praktisch ja auch unmöglich ist). Sie fordert, was von uns bis jetzt kaum ansatzhaft bewältigt wurde, eine Sinn- und Formgebung der Homophilie in der modernen abendländischen Gesellschaft. Sie fordert über das blosse soziologische, ethische und juristische Geduldetsein ein Durchdenken bis in die tiefsten Ansätze menschlichen Verhaltens überhaupt. Es geschieht nicht von ungefähr, dass sich seit der Jahrhundertwende allüberall in der Welt Bücher und Zeitschriften und Organisationen mit der Frage beschäftigen, dass Gesetze geändert werden, dass Untersuchungen angestellt werden, Filme gedreht, Theaterstücke darüber geschrieben und sich sogar Tagespresse, Rundfunk und Fernsehen damit gelegentlich beschäftigen. Seit Jahrzehnten haben wir ja erst den Vorraum des Problems betreten und ihn noch nicht verlassen; die vorwärts stürmenden geistigen Pioniere können wir unmöglich im Gegenlager suchen. Wir müssen schon selbst mit anpacken, wir, die Gebildeten, die Intelligenz, die geistig und künstlerisch Führenden. Dabei können Zeitschriften und Organisationen vielleicht als Sprungbrett dienen, wir dürfen ihnen aber keineswegs mit unserer berechtigten Kritik in den Rücken fallen. Oder, um den von Ihnen missbilligten Vergleich hier doch einmal anzuwenden, «die Revolution frisst ihre Kinder.»